



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Maßgebliches und Unmaßgebliches

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Alte Literatur

Gestalten aus Alt-Rom. Unser gewaltiger Krieg hat uns zwar vor allem mit Bewunderung der Massenleistung erfüllt, indem er — nach einem Ausbruch Delbrücks — zeigt, wie bewegte Masse organisierte Masse, Organismus, Kraft und Leben, menschliche Leistung ist. Aber das Interesse an Einzelerleben und Einzelpersönlichkeit, „eine unbestreitbare Vorliebe für die geschichtliche Biographie“, ist doch gerade unserer Zeit eigentümlich. Man denke an die Verehrung für Männer wie Hindenburg; man denke auch an die Ehrentafeln in den Berichten der Obersten Heeresleitung: trotz der Größe der Leistung der Masse ragen doch immer wieder Köpfe aus ihr empor; aus der Flut der täglichen Geschehnisse tauchen stets deutlicher und greifbarer Gestalten, die zu erfassen die Zeitgenossen bemüht sind. So können sich aus dem Nebel der Antike, Gesichter und Köpfe zu faßbarem Erkennen verdichten, und dazu behilflich zu sein, erscheint dem Philologen wie dem Historiker wertvolle Pflicht.

Zum letzten Male übte diese Pflicht vor seinem Dahinscheiden, das im Juli dieses Jahres erfolgte, ein Meister der römischen Literatur, Carl Vardt. (Römische Charakterköpfe, Teubner, Leipzig und Berlin, 1918.)

Die Einleitung seiner „Charakterköpfe in Briefen, vornehmlich aus Caesarischer und Trajanischer Zeit“ bilden (in Übersetzung wie alle folgenden) zwei Brieffragmente Cornelias, der Mutter der Gracchen; mit glücklichem Scharfsinn versucht Vardt in der Einführung zu ihnen die sehr dürftige Kunde über jene seltene Frau zu erweitern, „abgebrochene Linien fortzusetzen, zerrissene Zusammenhänge wiederherzustellen, aus den Trümmern der Überlieferung die Umrisse des Baues zu rekonstruieren.“ Die beiden eigentlichen Sammlungen umfassen aus Caesarischer Zeit 85, aus Tra-

janischer 65 Briefe, in jener Form der deutschen Übertragung, die Vardts elegante und doch unaufbringliche, geräuschlose und doch zwingende Art kennzeichnet; chronologische Übersichten über die einzelnen Abschnitte gehen den Briefen voran, ebenso Orientierungen, in denen der Autor die einzelnen Persönlichkeiten zu erfassen und in den richtigen Zusammenhang zu rücken, in seiner einzigen Art sich mit vollem Erfolge bemüht.

Wer antike Briefe lesen und dadurch antike und doch zum Teil so modern anmutende Menschen aus Perioden, die besonderes Interesse erwecken, kennen lernen will und die Schwierigkeit, sie im Original zu lesen, zu überwinden sich scheut, der findet den besten Führer in jene Zeiten, zu jenen Menschen und den trefflichsten Dolmetscher der Gefühle eben dieser Männer in Vardt.

Neben Carl Vardt tritt Theodor Virt. (Römische Charakterköpfe, Quelle u. Meyer, Leipzig 1918.)

Ein beachtenswertes Zusammentreffen, daß zwei so verschiedene Naturen dazu kamen, ihre Werke, die so verschieden sind, mit gleichem Namen zu nennen: Vardt läßt die Männer selber sprechen, ihren Charakter erweisen, er sammelt gewissermaßen Selbstbildnisse oder Studien solcher, die er in den passenden Rahmen faßt. — Virt erklärt in einer geistreichen „Selbstrechtfertigung“ den Titel „Charakterköpfe — ein Weltbild in Biographien“ also: „Was er ausdrückt, ist pars pro toto; denn in Wirklichkeit handelt es sich um Vollbilder . . . — Aber im Kopf charakterisiert sich doch immer der Mensch vornehmlich . . . es kommt darauf an, den Männern, deren Bekanntschaft wir suchen, ins Angesicht zu sehen!“

In der Tat, dieser Aufgabe wird das Buch vollkommen gerecht. Fest und unbeirrt durch anders lautende Meinungen und Deutungen, schaut Virt seinen Felden ins Antlitz und prüft es; viele Linien darin erscheinen ihm

anders zu verlaufen als anderen, neue Beleuchtung gibt er, oft neue Gesamtauffassung.

So schreitet er von Scipio dem Älteren bis Mark Aurel, durch rund 400 Jahre und bleibt auf seinem Gange auch vor Cato, den Gracchen, Sulla, Lucretius, Pompejus, Caesar, Antonius, Augustus, Claudius, Titus, Trajan und Hadrian stehen.

Im Ergebnis seiner Betrachtungen weicht Vird nicht selten von seinen Vorgängern ab, vor allem im Hinblick auf Pompejus: die meist geübte Zurücksetzung gegen Caesar, der doch sehr „durch die Umstände getragen“ sei, vermag Vird nicht mitzumachen, sondern weist auf die überlegene Ausnutzung der römischen Staatsgewalten durch Pompejus hin, der er „die geniale Planlosigkeit Caesars“ entgegensetzt. Wie Pompejus versucht der Verfasser den Kaiser Claudius, den billiger Spott den gelehrten Verfehrten genannt hat, in einigen Punkten gerechter zu beurteilen.

Anregend ist auch die Wertung des Marcus Antonius, der als der wahre Fortsetzer der von Caesar geplanten absoluten Militärmonarchie geschildert wird, während Octavian eher den Prinzipien des Pompejus folge.

Ganz hervorragend ist Octavians Charakter gedeutet — ich billige hier Virts Urteil durchaus — „Er hatte (heißt es Seite 192) die Natur zugleich des Bankiers und des Gelehrten, zugleich des Büchermenschen und des Operateurs. Ein guter Bankier wartet die günstige Konjunktur ab, still, kalt und nochmals kalt bis ans Herz hinan . . . er war wie ein Mathematiker, der seine Aufgabe still ausrechnet . . . wie ein Naturforscher, der ein Insekt durch die Lupe studiert, wie ein Anatom, der den Frosch sezziert und seine Zudungen und Herzschläge mißt, endlich wie ein Chirurg, der seinen Schnitt kaltblütig ausführt . . .“ Einen geradezu handgreiflichen Beweis der Richtigkeit dieses Urteils bildet das politische Vermächtnis des Augustus, das Monumentum Ancyranum, mit seiner ehernen Ruhe und seiner harten Sachlichkeit!

Bei der Beurteilung der anderen Kaiser galt es für Vird (nach seinen eigenen Worten) „vornehmlich zu zeigen, was die Welt Herrscher, die auf Octavian gefolgt sind, aus dem großartigen Verfassungs- und Kulturwerk, das er

geschaffen, gemacht haben“, und er legt dabei besonderen Wert auf die Deutung der Stellung und Wirkung Senecas: denn dieser Philosoph habe die Reichsverwaltung des Augustus als das Ideal, zu dem man zurück müsse, proklamiert; seine direkten Fortsetzer . . . seien Titus und Trajan gewesen, und das Ende bildeten Hadrian und Mark Aurel.

Das sind Deutungen und Beleuchtungen, denen Schärfe und Richtigkeit nicht wohl abgestritten werden können, und lassen wir uns dann von Vird vor das Bild des großen Friedrichs führen, der seinen Mark Aurel genau kannte, so sehen wir wieder, wie aus dem Samen der Antike nach Jahrtausenden langsam unsere Gegenwart erwachsen ist, und zwar „vom Trivialsten bis zum Erhabensten: unsere Ernährung in Küche und Keller, unser Straßengewesen, unsere Vergnügungen, unser Recht, unsere Religion und unsere Moral; so auch unser Herrscherideal, wie es Seneca vorgezeichnet und Mark Aurel verwirklicht hat.“

Virts Buch ist zugleich ein kräftiges Bekenntnis zu einer individualistischen Geschichtsauffassung; die Geschichte Roms wird ihm seit der Zeit Scipios zur Personengeschichte: „Die großen Menschen waren es, und sie sind es noch heute, die die Geschichte machen“, so ruft er, ohne dabei freilich zu verkennen, daß auch jene nur die Produkte der Gesellschaft sind, aus der sie hervorgingen.

Diese individualistische Auffassung vertritt auch Alfred von Domaszewski in seiner großen zweibändigen Kaisergeschichte. (Geschichte der römischen Kaiser, Quelle u. Meyer, Leipzig 1914) und als die ihn bei seinem Werke leitende Absicht gibt er an: „An die Gebildeten dachte ich, als ich in der natürlichen Rede des Deutschen die Gestalten der Kaiser wiederzuerwecken suchte. Durch das Nachdenken langer Jahre erwachsen diese Kaiser der Römer in dem Gefängnis des Bücherzimmers zu lebendigen Erscheinungen.“

War bei Vird jener Standpunkt natürlich, so wünschten wir von Domaszewski, der nicht nur Lebensbeschreibungen geben durfte, anderes eine Schilderung der sozialen und wirtschaftlichen Grundlagen jener Zeiten und ihrer geistigen Strömungen. Wohl legt er in der Einleitung die Gründe für den Untergang der

römischen Herrschaft im allgemeinen dar, aber diese kurze Zusammenfassung vermag uns kein wirkliches Bild jener Zeit zu schaffen. Was er gibt, sind nur Biographien der einzelnen Kaiser, Beschreibungen, die im zweiten Teile des Werkes mehr und mehr zu hastigen Aufzählungen der Regenten und ihrer Feldzüge, zu Hof- und Kriegsgeschichte werden, und immer mehr hatte ich die Empfindung, daß zum Schluß geeilt werden sollte, während gerade für das zweite und dritte Jahrhundert ausführliche Behandlung zu wünschen gewesen wäre. — Das zu leisten, ist keiner besser geeignet als eben Domaszewski. Seine ausgezeichnete Kenntnis der römischen Verwaltung und des römischen Heerwesens, seine Ausnutzung der Inschriften, Münzen, Bilder, Bauten, die sich auch in diesem Werke zeigt, befähigten ihn ebenso dazu wie die Meisterschaft der Form und der Sprache, die auch hier zu bewundern ist.

Im einzelnen bringt er eine zum Teil neue Beurteilung der Kaiser, wobei seine von Birt durchaus abweichende Beurteilung des Augustus (vergleiche I 175 u. 248) besonderes Interesse verdient, und faßt scharf die Gründe zusammen, die den Untergang des Imperium Romanum herbeiführten; er sieht sie in dem Mangel an nationaler Einheit, in ungesunden wirtschaftlichen Verhältnissen (Anhäufung von Reichtümern, daneben Verarmung), vor allem in dem Verfall der römischen Heeresverfassung — diesen Grund hebt Delbrück als wichtigsten hervor (vergleiche Preußische Jahrbücher 1915 S. 342) — und endlich in der Ausbreitung der orientalischen Religionen mit ihrer unantiken Mahnung, aus dem irdischen Dasein in die übersinnliche Welt zu fliehen.

Es ist bemerkenswert, daß Domaszewski am Ausgange aus jener Welt der „allgemeinen Barbarei“ als einzigen versöhnenden Gedanken des Lichtes „das schmerzlich milde Antlitz des Gekreuzigten“ leuchten sieht.

Dr. Walther Janell

Sozialwesen

Fritz Verolzheimer: Moral und Gesellschaft des zwanzigsten Jahrhunderts. Verlag von Ernst Reinhardt in München. Preis brosch. 6 M., in seinem Einband 8 M.

Der Verfasser, der sich durch sein „System

der Rechts- und Wirtschaftsphilosophie“ bereits einen Namen gemacht hat, zeigt in dem vorliegenden Buche, daß unsere Zeit der Gährung und des Überganges in der Gegenwart wieder die Anfänge einer Rückkehr zum Idealismus aufweist, allerdings nur Anfänge, während Materialismus und Utilitarismus zurzeit noch bei Weitem das Übergewicht haben. Er weist darauf hin, daß der Kultur von heute „die Seele“ fehlt, daß uns eine Verinnerlichung der grundlegenden Anschauungen nottut.

In freimütiger, objektiver Kritik würdigt der Verfasser die Zeitverhältnisse. Nach einer kurzen Auseinandersetzung über die Grundbegriffe der Moral und Ethik behandelt Verolzheimer die Entwicklung der Familie, das Verhältnis zwischen Mann, Weib und Kind. Die Krönung der Eheentwicklung sieht er in der prinzipiellen Gleichwertigkeit beider Gatten, ein Ziel, das jedoch heute weder rechtlich noch sozial erreicht ist. Der Verfasser tritt ferner für eine gesetzliche und soziale Erleichterung der Scheidung, die „einer für das Volk“ ganze sehr schädlichen Erscheinung unserer Zeit, . . . der Abkehr von der Ehe“ Abbruch tun würde, sowie für Strafloserklärung der Abtreibung ein, da eine solche Strafbestimmung einen Eingriff in die individuelle Freiheit bedeute, was nach neuzeitlicher Anschauung der Rechtfertigung entbehre. Mit diesen Ansichten des Verfassers können wir uns nicht ganz einverstanden erklären; es würde jedoch zu weit führen, wollte man alle die Gegenargumente hier vorbringen, die gegen diese beiden Vorschläge Verolzheimer sprechen.

Im zweiten Teile seines Werkes behandelt Verolzheimer „Recht und Staat in ihren Beziehungen zur Ethik und Gesellschaft“. Er erläutert das Wesen des Rechts als „Festsetzung und Befestigung von Herrschaft“; dem Recht entspräche die Formel: „Du kannst“, während die Ethik nach ihrem Grundcharakter „Normierung von Geboten und Verboten“ mit den Formeln: „Du sollst“, „Du darfst nicht“ sei.

Für die Rechtstheorie und Wirtschafts-wissenschaft fordert Verolzheimer mit Recht mehr historische Vertiefung, die beiden Zweigen der Wissenschaft heute noch in mancher Hinsicht mangelt.

Im dritten Buche entwirft der Verfasser ein treffendes, höchst lesens- und vor allem beherzigenswertes Bild von der Gesellschaft des zwanzigsten Jahrhunderts, mit ihren Vorzügen und ihren Schäden. Letztere unterwirft Verolzheimer einer gründlichen Untersuchung und sucht Mittel und Wege, wie diese Schäden, wenn auch nicht beseitigt, so doch gemildert und vermindert werden können. Das plötzliche Entstehen der großen Vermögen in Deutschland im Laufe der letzten Jahrzehnte, das Streben nach einem möglichst guten und bequemen Leben haben wichtige neue Probleme der Soziologie geschaffen; eine neue Einteilung der Gesellschaftsklassen ist entstanden, in der Großkapital und Vermögenslose die beiden Eckpfeiler bilden. Zwischen diesen beiden steht der neue Kleinbürger: die Arbeiterelite und die Bauernschaft.

Am Schluß seiner Arbeit schildert der Verfasser die Auswüchse der Kultur unserer Zeit, die „Zwischentlassen-Menschen“ und die „Unter den Massen“.

Das außerordentlich interessant geschriebene Werk kann auf das Wärmste jedermann empfohlen werden.

K. J.

Geschichte

Die österreichische Bibliothek. Nr. 1: Grillparzers politisches Testament; Nr. 2: Heldentaten der Deutschmeister; Nr. 3: Heinrich Friedjung, Custiza und Lissa; Nr. 4: Bismarck und Österreich; Nr. 5: Audienzen bei Kaiser Joseph; Nr. 6: 1806, Dokumente aus Österreichs Krieg gegen Napoleon. Leipzig im Inselverlage. In Pappe geb. je 60 Pf.

„Österreichische Bibliotheken“ sind schon häufiger gegründet worden, aber stets wie auch die meisten österreichischen Verlagsbuchhandlungen wieder eingegangen. Das neue Unternehmen, das sich äußerlich, nur im schwarzgelben Gewande, an die billige „Inselbücherei“ anschließt, verspricht indessen eine längere Lebensdauer und breitere Wirkung. Ein wertvolles Programm liegt ihm zugrunde: Österreichs schicksalsreiche, bunte Geschichte und weite, geistige Vergangenheit sollen in die Erinnerung der Gegenwart zurückgerufen werden; Österreichs heutige Gegen-

wart soll aus den Zeugnissen der Vergangenheit ihr Werden erkennen und dadurch zu bewußter Übernahme aller Verantwortung für jede Arbeit in der Jetztzeit und in der Zukunft geführt werden; Vergangenheit, Gegenwart und Zukunft Österreichs sollen sich in dieser „österreichischen Bibliothek“ miteinander verknüpfen.

Hugo von Hofmannsthal stellte diese Aufgabe und leitet ihre Durchführung mit dem ihm eigenen tiefgründigen Wissen um Österreichs Geschichte und Kultur, Kunst und Literatur. Er räumt das erste Bändchen der Sammlung Grillparzer, dem politischsten Kopf unter den neueren deutschen Dichtern neben Goethe und Kleist, ein und gibt dem politischen Vermächtnis des „Libussa“-Dichters, der Vereinigung aller wichtigen politischen Balladen und Gedichte, Dramenstellen, Prosaausführungen und Aufsätze, eine Studie bei, die zu dem Besten gerechnet werden muß, was über Grillparzer je gesagt worden ist, und die zugleich trefflich in das österreichische Problem einführt. Bismarcks Aussprüche über Österreich, die Franz Zweybrück aus den Jahren 1848 bis 1895 ausgesprochen hat, meißeln es noch klarer heraus. Wenig kümmert es Österreichs Helden. Ihren Taten werden schöne literarische Denkmale in Otto Zoffs Dokumentensammlung zu 1809, in Max Mells Auswahl von Schilderungen des Deutschmeisterregiments von 1697 bis 1914 und in Heinrichs Friedjungs unvergleichlichen Darstellungen der Siege von Custiza und Lissa, zwei Abschnitten aus „dem Kampf um die Vorherrschaft in Deutschland.“ Wiens Hofleben, Klatsch und Anekdotensucht enthüllen sich farbig und unterhaltend in Felix Brauns Zusammenstellung „Audienzen bei Kaiser Joseph“: dies Bändchen bereitet schon auf die trübe Grillparzerzeit vor.

Man sieht, die Bibliothek ist bestrebt, jedem Interesse entgegenzukommen. Wie die Ankündigung der demnächst erscheinenden Bändchen verrät, wird auch die Gegenwart Österreichs, werden noch lebende Dichter und Staatsmänner zu Worte kommen. So scheint hier ein volkstümlich-vorbildlicher Sammelplatz für Österreichs Geist und Kultur geschaffen zu sein. Hanns Martin Elster

Kunst

Albert Dresdner: Die Kunstkritik. Ihre Geschichte und Theorie. Erster Teil: Die Entstehung der Kunstkritik im Zusammenhang der Geschichte des europäischen Kunstlebens. München 1915. Fr. Bruckmann N.-G.

Wer sich in unseren von Ereignissen durchdrängten Tagen noch deutlich an die Zeit vor dem Kriege zu entsinnen vermag, und auch mitten in Kriegswirren das jetzt so eigenartig umwitterte Leben der Kunst nicht ganz aus den Augen verloren hat, der wird sich noch gut jener unsicheren Empfindung erinnern, die ihn ergriff, wenn von der Wirkung der Kunst die Rede war. Es gab große Begabungen, es gab ein öffentliches Kunstinteresse, es gab neu hervordrängende Kräfte und Probleme, aber irgendwie schwebte all dies so eifrig debattierte Kunstleben, statt auf dem Boden unserer realen Existenz zu wachsen, wie eine glänzende Fata Morgana in der Luft, irgendwie glich sie einem fremdartigen, zugeflogenen Vogel, den man anstaunte oder schalt, zu dem man jedoch selten aufrichtig Stellung nehmen mochte. Solcher Zustand mußte über kurz oder lang zu einer Katastrophe führen, und wir mögen uns glücklich schätzen, daß der Ausbruch des Krieges die Krisis beschleunigt hat. Denn nun scheute man sich nicht, die Kunst nach dem Maße zu beurteilen, in dem ihr die Bewältigung der durch die Zeit gestellten Aufgaben, die Befriedigung lebendiger und brennend empfundener Kunstbedürfnisse gelang und es mußte merkwürdig zugehen,

wenn nicht auch nach dem Kriege Urteil und Forderung auf der einmal mutig eingeschlagenen Bahn fortschritten. In einem solchen Augenblick aber stellt ein so anregendes und trotz mancher in der hier gebotenen Kürze nicht näher zu berührenden wissenschaftlichen Mängel, im besten Sinne klärendes Buch wie das vorliegende sich als höchst willkommen ein, zeigt es uns doch deutlich die Entstehung jenes von den Künstlern unserer Tage so schwer empfundenen Konfliktes zwischen dem bald als stolzes Vorrrecht erfochtenen, bald als leere Virtuosität gescholtenen starken Eigenleben der Kunst und den nicht minder hartnäckig sich geltend machenden Anforderungen des Publikums. Im Mittelalter besteht dieser Konflikt noch nicht, der Künstler ist lediglich Handwerker, der wohl von guter und solider Arbeit, aber noch nichts von der Muse weiß. Erst in der Renaissance entwickelt er sich zum Signore, zum Herren aller Dinge, der sich als Vertreter der neuen Bildung fühlt und seine Ansprüche im Akademismus organisiert. Aber leider fehlt dieser ideellen Erhöhung die wirtschaftliche Grundlage, und so sieht sich der Künstler genötigt, an ein „kunstverständiges“ Publikum zu appellieren. Mit diesem Moment wird die Kunstkritik geboren; ihrer Begründung im einzelnen, ihren ersten Existenzkämpfen bis zur Weiterentwicklung durch ihren ersten glänzenden Vertreter, Diderot, ist der vorliegende erste Band gewidmet, ein zweiter soll das neunzehnte Jahrhundert, ein dritter die Theorie der Kunstkritik behandeln. Dr. R. Sch. v]

